

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

184 (6.7.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Wenn die Heidelbeeren reif sind . .

Von Fritz Born.

Ja, und dann waren die Heidelbeeren reif. Da gingen die Frauen mit den Kindern und die arbeitslosen Männer schon des Morgens hinaus in den Wald und blieben draußen bis zum Abend. Das Essen nahmen sie in großen Henkeiförden oder Rucksäcken mit. Das ist so Sitte bei ihnen. Jahr für Jahr, denn sie sind auf die paar Pfennige Nebenverdienst angewiesen, die die Heidelbeerernte einbringt, und sie nutzen die Zeit. Das sind immer schöne Tage, denn wenn auch in der ersten Woche der Rücken schmerzt und die Gelenke weh tun, so kommt doch eine frohe und freundliche Stimmung über sie, wenn sie von früh bis spät nichts hören als Vogelgesang oder das Schließen in den Bergen. Da können sich die Frauen beim Plücken so viel erzählen, als sie nur immer wollen, und die Vögel können beisammen sein, ohne gleich Unheil anzurichten. Wer aber die Einsamkeit liebt, braucht sich nur einige hundert Meter von den anderen entfernen und kann da ganz im Stillen für sich arbeiten. Und so gut die Beeren schmecken, sie tun viel mehr in das Maß, das sie am Gürtel hängen haben, als in den Mund, denn es ist so der Brauch bei ihnen, daß man Tag für Tag einen Weitzweig beginnt, wer das meiste zusammenbringt, und da will jeder der Erste sein. Es ist möglich, daß einer ganz allein an einem Tag einen großen Eimer und einen Korb voll erntet. Und das lohnt sich immerhin schon!

Aber sie tun es nicht nur wegen ihres Verdienstes! Sie haben eine Liebe zu dieser Arbeit und wissen nicht warum. Die Kinder lassen Ferien Ferien sein und die Lausbuben denken gar nicht daran, an und auf den Bäumen herumzuturnen, denn wo alles fleißig und emsig ist, will keiner der Faulenzer sein.

Hans Otto, der Sekundaner, hatte Ferien und ging auch hinaus zur Ernte. Was sollte man auch sonst tun an diesen warmen, heißen Tagen? Da ist es am schönsten im Wald, wo es kühl ist. Gelund war das auch, und man verdiente noch obendrein etwas dabei.

Trotzdem es noch sehr früh am Tage war, hatte sich Hans Otto schon sehr weit von den anderen entfernt und plückte nachdenklich Beere um Beere. Noch hingen an allen Sträuchern und Ästchen die vielen schillernden Tautropfen wie kleine Perlen, in denen sich das Licht in allen Regenbogenfarben brach. Die Vögel sangen schon lustig in den Morgen hinein und im Tal brauten noch die weißen Nebelschwaden über dem Städtchen. Nur die

Spitze des hohen Kirchturms ragte in den blauen Himmel hinein, daß es aussah, als steige ein Winnetta mit tausenderlei Geheimnissen aus einem wogenden Meer.

Der Junge sah traumverloren hinunter in das Tal, und nur seine Hände ruhten mechanisch die schwarzen Beeren von den Sträuchern und warfen sie in das Maß. Da tann den Reifröcken den Tannen die Zweige.

„Guten Morgen, Hans Otto“ rief eine helle Stimme herüber, „hast du schon viel?“

„Na, wenn du so neugierig bist, dann komm doch zu mir rüber und schau nach!“ lachte der Junge und winkte dem Mädchen zu, das jetzt mitten in der Heide stand. Sie war nicht von allzu großer Gestalt, sondern zierlich und fein gebaut und gefiel noch viel mehr Leuten als Hans Otto. Sie trug die bunte Tracht mit den Reifröcken und dem kleinen, farbigen Häubchen und ein knallrotes Mieder. Und hatte lange Zöpfe und schwarzbraunes Haar.

Seidi kam langsam über die Heide zu ihm herübergelappt. „Weißt“, sagte sie, „ein Kavaliere bist nicht gerade! So ein junger Herr von den Kurgästen, die mir immer nachlaufen, der wäre gleich zu mir herübergekommen und hätte mich nicht erst herlaufen lassen!“

Hans kratzte sich hinter den Ohren.

„Fängst schon wieder an, mir Anstandsregeln zu erteilen?“ knurrte er und plückte eifriger seine Beeren, „ich bin doch kein Kurgast mit! Wenn ich mal auf Kur herkomme, dann kenn ich mein Weizen genau so verrückt um dich zum wie die!“

„Gell!“ lachte sie, „jetzt bist schon wieder ärgerlich. Mit dir kann man nit reden!“

Aber Hans Otto war nun einmal beim Knurren und darum wurde eben geknurr.

„Was du schon redest!“ sagte er und plückte weiter.

Das Mädchen tat dasselbe.

„Nett“, sagte sie nach einer Weile, „jetzt bin ich doch vor dir fertig mit dem Maß!“

So netzte sie sich den ganzen Vormittag, bis es Mittagzeit wurde und die Sonne brennend über ihnen im Zenit stand. Da setzten sie sich unter die große, einsame Tanne, die in der Heide vor dem Walde stand und Hans Otto packte Brot und Feldflasche mit schwarzem Kaffee aus dem Korb. So saßen sie im Schatten beisammen und ließen sich das schwarze Roggenbrot gut schmecken, das auf ihrer Heimal Felder gewachsen war, während rings die Hänge im Sonnenbrand träumten und die Vögel in den Zweigen sangen.

„Hans Otto“, begann das Mädchen, „du bist ein Stoffel! Was ist denn heute in dich gefahren, daß du so ärgerlich gegen mich bist!“

„Na, ja, wenn du jedesmal wenn wir beisammen sind, den ganzen Tag nichts als aussuchen hast an mir und nichts anderes schwätzen kannst als Anstandsregeln und mich dauernd Gell und Stoffel nennst, soll ich mich da auch noch recht schön bedanken?“

„Dummerle!“ lachte da Seidi fröhlich auf und legte ihm ihre braungebrannten und kräftigen Arme um den Hals, „du bist ein großes Dummerle! Weißt jetzt?“ Und dabei gab sie ihm einen richtigen Schmatz.

Da ließen sie rings alle Heidelbeeren stehen und hatten genug mit sich selber zu tun wie Kinder, denen das Augenlicht gekommen ist und sich eine neue, unbekannte Welt auftut.

Als sie am Abend heimkamen, wunderten sich Hans Ottos Kameraden sehr, wie wenig er diesmal heimgebracht hatte. Kaum die Hälfte seines Korbes war voll gemorden, und die andern hatten alle dreimal so viel.

Er ging nun Tag für Tag mit Seidi zusammen in die Heidelbeeren und mehr als einmal fragte er sich ärgerlich hinter den Ohren, wenn ihm das Mädchen darüber Vorträge hielt, wie er sich zu benehmen habe. „Du kannst einen schon plagen!“ meinte er dann manchmal.

Einmal kam er erst mittags nach und erschraf sehr, als er hinter der „Gelben Heide“ einen modernen Zweifelder sehen und am Hange Seidi bei einem der vielen fremden und reichen Kurgäste sitzen sah.

„Geht mich eigentlich gar nichts an“, knurrte er vor sich hin, „aber was sagen können davon hält sie mir doch!“

Damit schlich er sich ganz leise und vorsichtig hinter die Tannen, vor denen die beiden saßen.

Der Fremde hielt gerade einen schönen, wahr-scheinlich gut aufgesetzten Vortrag. „Sehen Sie, liebes Kind“, sagte er eben, „es ist selbstverständlich um die Liebe...“

„Das kümmert mich gar nicht“, unterbrach ihn Seidi, „und wenn es wirklich so ist, dann werde ich es schon von selbst erfahren!“

„O, bitte, liebes Kind“ entgegnete der Fremde lebenswürdig, „Sie mögen ja recht haben. Aber ich liebe Sie so...“

Seidi, die an einem ausgerissenen Grasbalm gekaut hatte, fiel ihm wieder ins Wort: „Wenn Sie lieben, geht mich gar nichts an!“ meinte sie nachlässig, „das können Sie für sich behalten und

brauchen mich nicht deswegen anzuhalten! Ich habe mit Ihnen gar nichts zu schaffen.“

Der Fremde stand auf. „O“, sagte er, „warum sind Sie so hart?“

Seidi war auch aufgestanden. „Jetzt lassen Sie mich in Ruhe“, sagte sie energisch, machte Reht und ließ ihn stehen. Nach einer kleinen Weile drehte sie sich um und rief zu ihm zurück, mit spitzbüblichem Lächeln. „Ja, wenn Sie knurren könnten wie bei uns die größten Stoffel, dann wärs schon was anders!“

„Na also!“ knurrte Hans, trat hinter dem Baum hervor und ging hinter Seidi her, „warum denn nicht gleich so!“

Wie sie auf die Heide kamen, meinte er: „Als ich Euch von weitem gesehen hab, dacht' ich schon, das wär so ein richtiges Stück von der Heidi und steht der ähnlich!“

Aber das Mädchen lachte sein bestes und fröhlichstes Lachen und stieß ihn neckisch in die Seite. „Du bist und bleibst doch ein ganz großes und unheimliches Dummerle!“ sagte sie und fing wieder an, Heidelbeeren zu plücken.

Der Strauß

Es gibt wundervolle Gärtnerblumen. Ich sah einmal einen Strauß von lauter dunkelroten Rosen, und einen von edlen weißen Nelken, ihr Duft betäubte fast.

Gestern Abend als ich heimkam, stand auf meinem Tisch ein riesiger Strauß. Es waren nur gewöhnliche Feldblumen, Rittersporn und Kätzertosen, Kornblumen, Margeriten und Gräser, aber er war so herrlich gebunden und anspruchlos, ich habe noch nie solch einen schönen Strauß gesehen. Woher?

Es hatte draußen am Gartentor geklopft, und als Brigitte hinausging, stand da einer in braunem Rock, und zwei Mädchen trugen den Strauß in Händen. „Von der ganzen deutschen Jugend.“

Brigitte war so übermüdet, daß sie weiter zu fragen vergaß. Ich setz fort, im Begang. Dann waren die drei verschwunden. Es war wie im Märchen.

Jetzt steht der Strauß auf meinem Tisch. Liebe deutsche Jugend! Wir sind nicht verdorrt worden in den vergangenen Zeiten, Titel, Orden und Kletter tragen wir nicht. Im Namen der deutschen Dichter: ich danke dir. Solche Ehre haben wir noch nie bekommen. Aus dem herrlichen Feldblumenstrauch weht mir ein besonderer Duft entgegen, der auf keinem Gärtnerbeet wächst: Liebe, und es dünkt mich fast, als stehe noch ein Wort darin insgeheim, das schwer zu entsiffern ist, aber ich lese es doch zwischen den Blumen und Gräsern: du hast nicht umsonst gelebt.

Ich danke dir für deinen Strauß, deutsche Jugend!

Ludwig Finckh.



ROMAN VON HEINZ STEGUWEIT

54. Fortsetzung.

Er starrte mich noch einmal an, kein Blutstropfen schien unter der Haut dieses Gesichtes zu leben, die Augenpäpeln schimmerten wie Phosphor: „Angst, Sinnerod?“

Ich schwieg. Er fragte dasselbe noch einmal, als ginge es um eine ewige Entscheidung. Da schlenderten zwei französische Leutnants am Ufer entlang, sie sahen uns nicht. Mein Fremdling wartete keine Antwort ab, er verließ mich, hob Kieselsteine auf und warf sie knabenhaft sorglos in den Rhein, bis die Franzosen außer Sicht waren. Dann rannte er auf den Damm, sprang wie ein Reiter in den Sattel eines Motorrades, gab Vollgas und knatterte hinauf nach Trechinghausen. Den Widerschein seiner Laterne verfolgte ich lange, die Stiene des knallenden Fahrzeuges gellte wie der Aufschrei einer Wüstentage durch die Berge.

Diese Begegnung war wie ein Spuk gewesen, wie ein Abenteuer im Großraumbest. Mein Herz klopfte abenteuerrichtig, ein Glück, daß aus der Dunkelheit eine verbüllende Finsternis geworden war. Ich hatte das Gefühl, ein stechendes geluchter Fluchling zu sein, als ich, ohne noch einmal, was ich sonst immer zu tun pflegte, die Ankerwinde und das Notlicht meiner Ponte zu überprüfen, ins Dorf lief, um ein Fenster als je in meinem Unterstand zu verschwinden.

Im Wohnkeller ein blauer Dunst wie von brennendem Fett, Maria buk Kartoffelkuchen und stand mit feurigem Kopf am Herd. Sebastian schlummerte im Korb, der Küsterjunge Willi befruchtete seine Schiefertafel, und noch ein viertes Wesen winkelte unterm Tisch: Ein Hund!

Maria schmiegte sich in meinen Arm, Zärtlichkeiten konnten mir heute keine erquickende Zuhilfen sein.

„Weissen Hund, Maria?“

„Ich hab ihn aufgenommen, keiner wollte ihn haben, die Kinder hekten ihn durchs Dorf, er ätzte und schrie vor Hunger...“

Ich schlenderte das Vieh vor die Tür.

„Manes!“

„Kubia!“

Die Schmolle tat ihre Arbeit weiter, ich drückte mich in eine Ecke, wo das Kerzenlicht mit kümmerlicher Helle hängen blieb. Und las den Brief. Dreimal. Zehnmal. Zerriß den Zettel, stopfte die Schnittel in den Herd.

„Ein Brief, Manes? Warum darf ich den nicht lesen?“

„Deine Augen brennen an, Maria!“

„Von Quambuschs?“

„Nein!“

„Von wem denn?“

„Doch, von Quambuschs!“

Gott möchte mir verzeihen, daß ich mein Weib belog. Mein Gefühl schmerzte, ich sah auf dem Korb. Ich war von einem Geheimbund auserwählt worden!

Rutz: Adam Anker sollte befestigt werden! Adam Anker war führender Separatist im Rheingau geworden! Adam Anker war mein — — bester Freund!

Mein Kopf brouste. Nichts konnte abwesender sein für mich, als die Geistesgegenwart. So viel Widersinn gar in meinem Blut, daß ich mich auf meinen eigenen Namen nicht mehr besinnen konnte.

Da gab es im verwestenden Deutschland immer noch junge Menschen, denen das eigene Leben nichts mehr wog, wenn das große Dasein vor die Hunde ging. Da hielten Roborten von Furchtlosen zusammen, den Mord nicht scheuend, da ein Massenkerben des heiligen Geistes im Gange war. Ich sollte einer von ihrer Erluchtung sein? Sie lagen weit drüben auf der Lauer, vergrimmt und verbittert, — wir am Rhein vergaben fast der Ketten und duckten uns wie marriertes Schlachtvieh. Und würden morniglich erst blöken, wenn die Metzger mit den Beilen kamen. Die da drüben waren wach geblieben, ich sah das Feuer vor lauter Flammen nicht! Adam Anker war ein Verräter?

„Manes, der Hund jammert, hol ihn doch rein!“

Und die Botschaft dieses Briefes sollte kein Gespinnst sein? Monatelang war es still gewesen um einen Spul, den wir schon für überwunden halten wollten. Das Verhängnis hatte aber unter der Asche fortgeglüht. Es kroch mir wie Blindschleichen den Rücken herunter. Man lebte sich nach Gleichgewicht und lohnender Arbeit, man wollte den Schwerebalcken des Gemüts nicht aus der Ruhe bringen, und nun rüttelte irgendein tollkühner Sendling am Bestand unserer Bequemlichkeit. Der Kerl war aus einer andern Welt hierher verschlagen worden. Der loderte, diemell wir nur glimmen mochten. Diemell wir Angst hatten, uns anständig zu empören.

Ich sahte nach meiner Brust: Nun brannte es wieder da drinnen und rih alles in Fegen! Wir hatten unsern Trost gelebt, weil wir trotz der Menschen an die Menschen glaubten. Wir hatten Fäuste in den Taschen gemacht und uns eingebildet, wir wären die Märtyrer des neuen Friedens, der endgültigen Verjöhnung. Wir fitterten unsere Seelen mit dem Badrian der Geduld und vergaßen den Hunger nach Freiheit!

„Manes, hörst du denn nicht. Der arme Hund —!“

Mein Goumen war trocken wie Torf. Ich hatte das Fieber, meine Blide torkelten durch den Keller, mein Blut war betrunken. Sätte ich jetzt im Sonnenlicht auf einer hohen Wolke stehen und hinabschauen dürfen in die volle Landschaft des

Rheins, vom Schwarzwald bis zur Lippe und von der Eifel bis zum Sauerland: meine Augen hätten es dem Verstande nicht erklären können, daß dort unten ein Gemisch von Haß und Verzweiflung lodete!

„Komm essen, Manes!“

Marias Stimme. Mir fiel ein, daß sie mich schon mehrmals angerufen hatte.

„Die Augen werden doch kalt, Manes!“

„Ich mag nicht, ich kann nicht, ich die Augen erfrieren, ich den Hund heulen —!“

Maria zog mich am Arm, ich rüttelte mich los, verließ den Keller, rannte in die Luft, diemell mir der Roter durch die Beine in den warmen Raum schlüpfte.

Ich stand wieder in der Straße, der Wind jaulte fast, in den erleuchteten Militärquartieren lang man afrikanische Titaneien. Sonst keine Seele im Ort, die sich vor die Tür wagte, in den Winterhäusern nur banges Geselkter hinter verschlossenen Avenen. Sollte ich mich dem alten Wendland anvertrauen? Er würde mir noch gründlicher saufen, außerdem war er zu geschwätzt geworden. Zum Pastor gehen? Der burkte nur beißen und die Veröhnung mit den Unverjöhnlichen predigen.

Ich beschloß, eine Nacht vergeben zu lassen, um morgen kühleren Sinnes zu sein. Und fand mich zu Maria zurück, die wieder einmal glaubte, daß Tränen ein Allheilmittel seien. Sie flage mich an, ich liebte sie nicht mehr, ich hätte Geheimnisse und abweilige Gedanken, unsre Ehe würde zerfällt... Dabei raste es in mir, als wühlten Hände im Gehirn. Mein Gewissen ließ es nicht zu, diese Frau, die ich liebte wie keinen andern, mit gebeudelter Ruhe zu trösten und zu umarmen. Meine Sinne gehörten größeren Dingen, meine Sorgen geschnitten mich, ich sah die Kartoffelkuchen nicht, ich laute und verschluckte sie nur, daß der Magen etwas zu schaffen hatte. Nachts zählte ich jeden Stundenstück, die Minuten trocken wie Ewigkeiten. Und als ich, von martender Mattigkeit überwältigt, ein Säppchen Schlummer gefunden hatte, knallte ich im Traum meinen besten Freund über den Haufen, um beim Erwachen gewiß zu sein, einen Schulbloßen aus Uebereifung gerichtet zu haben.

(Fortsetzung folgt.)